

Blutbächlein in Frühlingswäldern

Der surreale Impressionismus der Gisela Krohn: Ihre beeindruckenden Bilder sind derzeit in der Regensburger Galerie ArtAffair zu sehen.



Gisela Krohn in der Galerie Art Affair, vor ihrem Bild „Schnitzeljagd“ Foto: altrofoto.de

Von Helmut Hein, MZ

Regensburg. Ihre Welt ist menschenleer. Scheinbar zumindest. Auf den ersten Blick. Wenn man nur das sieht, was vordergründig zu sehen ist. Im Gespräch, bei der Ausstellung in der Regensburger Galerie ArtAffair, erklärt Gisela Krohn, dass das Schöne an der Malerei gerade sei, Dinge zeigen zu können, die nicht da sind.

An ihren sehr speziellen Landschaften, diesen Wäldern, in denen die Hölle los ist, den verstörenden Alleen, den stummen Häusern, den Wassern, die stumpfe Spiegel sind, und an den Hunden, die ihrem eigenen Hund „Caspar David Friedrich“ ähneln, ist das, was fehlt, am auffälligsten und beunruhigendsten: der Mensch. Der Mensch, der irgendwann nicht mehr einfach Teil der Natur sein wollte, sondern Subjekt. Ein Machthaber, der über das, was ihm entgegensteht – das Objekt – verfügt. Schon in der Theorie, die alles dem mathematischen Muster unterwirft. Und mehr noch in der Technik, die, genauer betrachtet, immer Gewalttat ist: die aufreißt und ausbeutet und das, was einmal Natur war, in Rest und Müll verwandelt.

Sind Bilder komplexer?

Ist Gisela Krohn, die Malerin, eine Mystikerin, die das Getrenntsein, das Nichtverstehen, den bloßen

Nutzenzusammenhang selbst noch in den menschlichen Beziehungen nicht aushält? Ein wenig sieht sie sich selbst so. Dann spürt sie die Fülle des Gefühls, das in der Zivilisation keinen Ort mehr hat und nach Ausdruck verlangt. Aber in Wahrheit ist sie mehr als eine Mystikerin, nämlich eine Philosophin, an der die alten Meister Platon und Hegel Gefallen fänden, weil sie das Entscheidende erkannt hat: dass drinnen in der Seele und draußen in der Natur dasselbe Prinzip wirkt.

An den Bildern fasziniert sie, dass sie komplexer sind als Texte: weil Bilder in einem Augenblick zeigen können, was sonst nur nacheinander erzählt werden kann. Und dann schreibt sie der Malerei noch eine Kraft zu, die sie der Poesie merkwürdigerweise abspricht: dass nämlich jedes Bild auf ein anderes, abwesendes verweist; dass es also ein vertracktes Spiel von Präsenz und Absenz gibt. Das gilt freilich auch für jede Literatur, die etwas taugt. Texte ohne Subtext sind nur Meinung oder Propaganda.

Mehr als Impression

Gisela Krohn, die viele Jahre in der Blockhütteneinsamkeit nahe des kanadischen St. Lorenz-Stroms verbrachte, die aber, als unerwünschte Ausländerin ausgewiesen, seit 20 Jahren vor allem Großstädterin (Berlin) ist, treibt sich gern in Wäldern herum.

„Der Wald der Deutschen“ heißt ein Werk des Regensburger Autors Benno Hurt. Die Deutschen haben ein sehr eigenes Verhältnis zu „ihrem“ Wald, das nicht immer harmlos ist. Diese Amour fou mit all ihre Fatalitäten begann in der Romantik. Der Wald war Heimat, also – nach der Definition Adornos – „Entronnensein“, und zugleich unheimlich. Unheimlich sind auch Gisela Krohns Wälder, weil sie, wenn der Betrachter seinem Gefühl trauen darf, mindestens so viel verbergen wie sie zeigen.

Man spürt bei dieser Malerin die Lust am konkreten Gegenstand, der die Sinnlichkeit herausfordert und die Sensibilität in ein Extrem treibt, an dem sie fast zerbricht. Diese sehr anschaulichen, in eine imaginäre Ferne ziehenden Waldfluchten, vollgestellt mit Bäumen und zugleich offen für das prachtvollste Licht, sind nicht das, was man gern realistisch nennt (und dabei vergisst, dass das auch nur ein Konzept ist). Diese Bilder sind auch mehr als nur pure Impression, trotz aller schillernden Feinheit. Denn in die Empfindung bricht der Gedanke ein; und der ist stets mehr als nur wirklich, nämlich surreal. Er weiß stets auch von dem, was war und was sein wird. Der Wirklichkeitssinn wird von dem Möglichkeitssinn, von dem einst Robert Musil sprach, überwältigt. Was so viel heißt wie: Gisela Krohns Bilder sind ein Fest für die Augen. Und dann wird man

allmählich nachdenklich. Mehr kann man von Malerei nicht erwarten.

Aber Gisela Krohn bietet noch mehr. Und auch das ist urromantisch. Ihre Bilder sind Spiegel oder Zerrspiegel. Wer sie anschaut, begegnet sich selbst. Der Galerist Karl-Friedrich Krause hat, wie jeder immerzu, ein Lieblingsbild, das wohl nicht zufällig über seinem Schreibtisch hängt. Und er bittet die Künstlerin jetzt, bei der intimen Vor-Vernissage am Donnerstagabend, etwas dazu zu sagen.

Eine ferne, geheime Geschichte

Gisela Krohn spricht kühl, fast technisch, und erwähnt die Märzsonne, die das Bild durchflutet, worauf der Galerist, wie ein enttäuschter Liebhaber, der nicht sofort bekommt, was er möchte, fast höhnisch antwortet: Das sehe ja jeder. Denn er sieht natürlich etwas anderes, Blutbäche im Frühlingwald, Zeugnisse einer fernen Untat. Etwas, was uns überflutet, ohne dass wir genau sagen könnten, was es ist. Das ist eben die Leistung großer Kunst, dass sie nicht nur das zeigt, was jeder Betrachter ohne weiteres sieht, sondern auch etwas, womit jeder mit sich allein bleibt: eine ferne, geheime Geschichte; beunruhigend, ohne dass man sagen könnte warum.

URL: <http://www.mittelbayerische.de/index.cfm?pid=14082&lid=0&cid=0&tid=0&pk=1088986>